

# Brief an eine Achtzehnjährige

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **31 (1960)**

Heft 10

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807812>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Psychologe, der die Frage im wesentlichen beantwortete, schien mir *einen* wichtigen Passus der Frage überhört zu haben, nämlich die deutliche Feststellung, dass dieses Kind von allen Familiengliedern sehr *geliebt* werde. Wenigstens nahm er alsbald den Fall an, ein solches Kind stosse in der Familie oft auf Unverständnis und Lieblosigkeit von Seiten der normalen Geschwister.

Ich kenne verschiedene Familien, in denen so ein Kind von der ganzen Familiengemeinschaft mit zärtlicher Fürsorge getragen wird. In einer dieser Familien wirkte diese vereinte Fürsorge so stark auf die normalen intelligenten Geschwister, dass das Gefühl ihrer Mitverantwortung ihre Berufswahl bestimmte: Hilfe am Schwachen. Beide wandten sich der Sozialfürsorge zu und stehen darin mit beispielloser Hingabe.

Ich bin fest überzeugt, dass die göttliche Vorsehung solch ein Kind in eine Familie hineinstellt gerade zu dem Zweck, dass deren Angehörige an ihm ihre Liebeskräfte ausüben. Dessen bedarf das anormale Geschwister, aber dessen bedarf auch ihre eigene Entwicklung. Solche Fürsorge kann innerhalb der Familie zu Hause betätigt werden, wenn das Sorgenkind trotzdem die ihm nötige Ausbildung bekommt, z. B. als externer Schüler der entsprechenden Sonderschule, oder wenn es bildungsunfähig ist, solange die Kräfte und Verhältnisse der Familie es zulassen.

Schon manche Mutter hat mir versichert, dass ihr mongoloïdes oder sonst anormales Kind der ganzen Familie zum Segen geworden sei.

So sehen es jene Mütter, die die «Sendung» des anormalen Kindes begriffen und sich ihr in richtiger Weise unterzogen haben, und denen die schwere Aufgabe gelungen ist.

Sicher, es gibt auch andere Eltern, die allzu leicht sich entschliessen, ihre Aufgabe an Anstalten weiterzugeben. Diese Entscheidung ist aber für die meisten schwer, und so scheint mir der obige Brief aus einer rechten Not heraus zu kommen.

In der Diskussion dazu wurde von blinden und gehörlosen Kindern gesprochen. Das ist ja klar, dass solche in ihren Sinnesorganen geschädigten Kinder in die betreffenden Anstalten gehören und auch dort am wohlsten sind. Es kann nicht jede Familie wie die Eltern von Helen Keller ein Genie wie die Lehrerin Miss Sullivan engagieren.

Auch für schwer erziehbare Kinder scheint mir ein Milieuwechsel in der Regel das einzig richtige zu sein. Dort entschliessen sich die Eltern ja meistens zu spät zu einer Verpflanzung ihres Kindes. Das habe ich in meiner Kinderheimpraxis immer wieder feststellen müssen.

Dora Wehrli

\*

Von anderer Seite wird uns dazu geschrieben:

Einer mit uns befreundeten Familie wurden zwei Kinder geschenkt. Das ältere entwickelte sich normal zur Freude seiner Eltern, während das zweite Kind anormal war. Die Eltern gaben sich während einiger Jahre Mühe, die Kinder gemeinsam im Elternhaus zu erziehen. Schliesslich kamen sie, gewiss erst nach langer Prüfung und schweren Herzens, zur Erkenntnis, dass sie selber nicht die Fähigkeiten besitzen, ihrem gebrechlichen Kind, das ihnen ebenso ans Herz gewachsen war wie das gesunde, das zu geben, was es benötigt.

Sie erkannten, dass ihr Kind besser gefördert, dass man mehr aus den auch ihm innewohnenden Kräften herausholen könnte, wenn es in «fachmännische» Erziehung gegeben würde. So gaben sie ihr Kind in die Obhut eines geeigneten Heimes.

Trotz bestgemeinter Absicht war die Situation daheim auch noch aus einem andern Grunde unhaltbar geworden. Das gesunde Kind konnte in einem gewissen Alter keine Kameraden mehr mit nach Hause bringen, weil diese am kranken Kind Anstoss nahmen. Die Mutter wollte ihrerseits das ihr eben so liebgewordene Kind nicht immer verstecken müssen. Gewiss, unsere Freunde haben sich alle Mühe gegeben, Verständnis für ihr krankes Kind zu wecken und zu finden. Trotzdem mussten sie sehen, dass das gesunde Kind und dessen Kameraden sich im Beisein des kranken Geschwisterleins nicht zurecht fanden. —

Einer Mutter bringt auch die Unterbringung ihres Kindes in einem Heim natürlich keine völlige Befriedigung. Auch wenn, wie im vorliegenden Fall, die Mutter ihr Kind jede Woche besucht und den Kontakt so lebendig wie möglich aufrecht hält, haben die Eltern immer noch mit viel Problemen fertig zu werden. Dies wäre allerdings auch nicht anders, wenn das kranke Kind daheim behalten worden wäre.

Sicher hat diese Mutter ihre Pflicht mit der Weggabe ihres Kindes ins Heim nicht vernachlässigt. Ihr Kind fühlt sich dort in mancher Beziehung glücklicher, weil es unter seinesgleichen ist. Hat es früher daheim mit Wehmut und inneren Schmerzen dem Spiel der Gesunden zusehen müssen, so ist dies nun anders geworden. Schliesslich hat es seinen Zustand längst erkannt und selber auch mit viel Fragen fertig werden müssen. Wer kann schon restlos in eine Kinderseele blicken? Mir scheint, dass Aussenstehende über eine solch schwerwiegende Frage überhaupt nicht urteilen können und sollten.

E. S.

## Brief an eine Achtzehnjährige

Liebes Käthi!

Dein lieber Brief mit der ausführlichen Schilderung Deiner Ferienerlebnisse liegt schon eine geraume Weile auf meinem Pult. Zuerst möchte ich Dir sagen, dass es mich sehr freut, dass Du die Initiative ergriffen hast, einmal, wie Du selber schreibst, «Pionierarbeit» zu leisten. Weisst Du, ich habe mich dabei genau 27 Jahre zurückerinnert. Damals war die Nachfrage nach jungen Erziehern sehr bescheiden, man sprach während Jahren von einem Lehrerüberfluss. Heute, da die Lehrerschaft zur Mangelware geworden ist, kann man sich jene Zeiten kaum mehr recht vorstellen. Nun, mich hat's also just damals getroffen. Deshalb wollte ich während der offiziellen Sommerferien, genau wie Du, «Pionierarbeit» leisten. Ich «stürzte» mich in eine Ferienkolonie und hatte mit einem älteren Lehrer eine grosse Schar wilder und angriffslustiger Buben während vier Wochen zu hüten, zu bändigen und zu erziehen. Als ich Deinen Bericht über Deine Tätigkeit in einem Erziehungsheim las, standen all jene Erlebnisse des Sommers 1933 wieder so lebendig vor mir. Vieles hat sich offenbar seither nicht geändert. Am meisten freut mich, dass es also noch heute junge Menschen gibt, die ungeachtet der Entlöhnung, bereit sind, zu helfen, zu lernen und kräf-

tig zuzupacken. Bravo, Käthi! Du wirst diese Sommerwochen im Erziehungsheim bis in Deine alten Tage mitnehmen und Dich, genau wie es jetzt mir geht, später mit Freude und auch ein wenig Stolz daran erinnern. Das soll auch so sein.

Du berichtest mir über viel *Erfreuliches* Deiner Heimzeit. Aber höre ich falsch, wenn ich glaube, da und dort einige Misstöne herauszuhören? Offenbar hast Du allerlei «verwerchen» müssen und «kaust» heute noch ein wenig daran. Verzeih mir, wenn ich meine, auch das gehöre zum Positiven Deines Heimsommers. Es gibt tatsächlich in dieser Arbeit viele Probleme, deren Lösung schwer hält. Und noch einmal, in Erinnerung an jenen Sommer vor 27 Jahren, es gab damals für mich ganz ähnliches zu schlucken; aber heute urteile ich ein wenig milder, ein wenig grosszügiger als mit viel Energie und Unternehmungslust geladene Achtzehnjährige sich wünschen...

Du hast rein *körperlich* einige Mühe gehabt, durchzustehen. Das ist nicht verwunderlich, denn der Schritt von der Schulbank in die Praxis ist ausserordentlich gross, und wie verantwortungsbewusste Schulärzteleingest festgestellt haben, gar nicht für jeden jungen Menschen gesundheitsfördernd. Ich verstehe deshalb Deine Frage nur zu gut, ob man in einem Heimbetrieb nicht einen *festen Plan für die Freitage* der Mitarbeiter führen sollte. Du schreibst mir ganz offen, dass es für Dich oftmals erträglicher gewesen wäre, wenn Du Dich auf einen bestimmten Tag, der als Dein Freitag Dir gehörte, hättest freuen können. Ich müsste Dich anlügen, wollte ich behaupten, auch mir gehe es heute nicht so. Die Aussicht auf einen freien Tag kann die Alltagsarbeit tatsächlich erträglicher, weniger belastend wirken lassen; ja ich gehe so weit, zu behaupten, dass gerade dies ein kleines Wundermittel ist, die Arbeitsfreude und den Arbeitseinsatz zu heben. Allerdings war ich bis anhin der Ansicht, dass dies eine Selbstverständlichkeit sei. In den letzten Jahren ist in den Kreisen der Heim- und Anstaltsleiter über diese Probleme viel diskutiert worden. Wenn es heute noch vorkommt, dass ein Mitarbeiter nicht mindestens eine Woche zum Voraus weiss, wann er seinen Freitag bekommt, so ist das tatsächlich nicht in Ordnung und sollte meines Erachtens sofort korrigiert werden.

Köstlich ist Deine Schilderung über Deine Wanderung durch die Dir unbekannt Stadt. Fein, dass Du Dich trotz aller Müdigkeit aufgerafft hast, den Weg unter die Füsse zu nehmen, um einmal in der gut zwei Stunden entfernten Stadt einfach einen ganzen Tag zu bummeln. Du bist auf Deine Rechnung gekommen! Du hast verborgene Winkel, lauschige Plätzchen und ein heimeliges Caféstübli in der Altstadt entdeckt, dass Du Dir reich beschenkt vorkamst. Ich verstehe, mit welcher Freude Du gegen Abend den Heimweg angetreten hast und Dich ausgeruht fühltest, wie wenn Du längere Zeit vom Heim weg gewesen wärest. Das ist auch der eigentliche Sinn und Zweck der Freizeit: *Entspannung* und *Erholung*, um neu gestärkt den Alltag in Angriff nehmen zu können. Ich kenne Heimleiter, die sehr darauf achten, dass ihre Mitarbeiter die Freitage ausserhalb der Heimgemeinschaft zubringen. Sie wissen darum, wie wichtig es ist, dass von Zeit zu Zeit neben den Alltag etwas ganz anderes gestellt wird. Lass es Dich nicht verdriessen, dass man Dich an jenem Abend nicht

mit «Blumen und Musik» empfangen hat. Freue Dich über Deine schöne Entdeckungsfahrt und behalte die Gewissheit in Dir, dass Du recht getan hast. Menschen, die sich aus ihren vier Wänden nie lösen können, die sich von der Alltagsarbeit lähmen lassen und jede Energie verlieren, etwas zu unternehmen, sind zu bedauern. Schade finde ich, dass die Heimleitung ihre Mitarbeiter nicht in dieser Hinsicht ermuntert und unterstützt. Auch das gehört zur Entlastung und zur Förderung eines guten Arbeitsklimas.

Ich habe ein Lächeln nicht unterdrücken können beim Lesen Deines Satzes «Wie glücklich bin ich, lieber Götti, dass ich nicht mehr jeden Tag um halb sechs Uhr aufstehen muss und dass ich auch über Mittag mindestens zwei Stunden Pause habe!» Das klingt beinahe ein wenig altväterisch von einer Achtzehnjährigen. Doch gibst Du ja selber die Erklärung für Dein Glückseligkeit. Der Tag im Heim, von halb sieben des Morgens bis abends acht Uhr, unterbrochen von einer halben Stunde Mittagszeit, kam Dir einfach endlos lang vor. Siehst Du, genau das habe ich seinerzeit auch erlebt. Ich empfand auf die Dauer den ganzen Betrieb, so gut ich mit meinen Boys auskam, als unheimlich streng, zu streng für mich 20jährigen Gesellen. Und das hat damals meine Arbeitsfreude sehr gedämpft. Wer weiss, vielleicht hat jenes Erlebnis dazu beigetragen, dass ich später verschiedenen, an und für sich verlockenden Einladungen, im Heim tätig zu sein, nach reiflicher Ueberlegung nicht gefolgt bin. Mir graute einfach ein wenig vor dem «endlosen» Tag. Darum verstehe ich Dein «Glück» heute so gut. Es ist ganz sicher nicht in Ordnung, wenn junge Helfer derart überfordert werden. Zudem ist die von Dir täglich geleistete *Arbeitszeit* auf jeden Fall viel *zu lang* und in hohem Masse gesundheitsschädlich. So etwas sollte einfach heute nicht vorkommen und kann meines Erachtens mit gar nichts entschuldigt werden. Leider wird immer noch häufig übersehen, dass es bei all den jungen Menschen, meist sind sie ja noch nicht 20 Jahre alt, die sich für einige Zeit als Helfer zur Verfügung stellen, darum geht, positiv zu werben. Man müsste also vom Heim aus alles tun, diese willigen Kräfte so einzuspannen, dass sie sich vielleicht eines Tages gedrängt fühlen, gerade hier ihre Lebensarbeit zu suchen. Leider werden in dieser Hinsicht immer noch grosse Fehler gemacht. Trotz allem hast Du den Kopf oben behalten und schreibst ja selber, dass Du diese Zeit nicht missen möchtest. Sicher wirst Du immer Verständnis haben für die grosse und wirklich nicht leichte Arbeit, die von all jenen geleistet wird, die sich zum Ziele gesetzt haben, Heimkindern eine Heimat zu bieten. Nur schon das, dass Menschen da sind, die an sie denken, kann Hilfe bedeuten. Und Deine Erlebnisse mit den Kindern, sie sind ja durchwegs froher Art, haben Dich bestimmt bereichert und Dir viel wertvolle Fingerzeige für Deine Zukunft vermittelt. Siehst Du, darum bin ich der Meinung, dass Du einen sehr gewinnbringenden und nützlichen Sommer zugebracht hast und dass diese Heimzeit, vielleicht ist es nicht die letzte, ein wertvoller Baustein auf dem Wege zu Deinem Lebensglück bedeutet.

Ich freue mich sehr, von Dir wieder zu hören und grüsse Dich herzlich

Dein Götti.